

Prof. Achim Buckenmaier – Prof. Michael P. Maier – Prof. Ludwig Weimer

“Dies soll euch zum Zeichen sein” (Lk 2,12)

Gedanken zu Advent und Weihnachten auf den Spuren des Propheten Jeremia

Päpstliche Lateran-Universität Rom, 15. Dezember 2010

I. Einführung

Heute abend möchten wir Ihnen eine “Reflexion zu Advent und Weihnachten auf den Spuren den Propheten Jeremia” vortragen. Aber es sind doch schon 2.600 Jahre vergangen, könnten Sie entgegen, dass dieser Prophet gelebt hat! Kann Jeremia uns für unsere heutige Zeit überhaupt noch einen Rat geben? Sind unsere Fragen, unsere Probleme nicht völlig andere?

Die Kirche denkt da anders. Wenn im Gottesdienst die Worte der Propheten gelesen werden (und gerade die Adventszeit ist von den Lesungen aus den Propheten geprägt), sagt der Lektor am Ende: “Wort des lebendigen Gottes”. Darin drückt sich die Überzeugung aus, dass so wie damals Gott zu seinem Volk durch die Propheten gesprochen hat, er auch heute durch sie zu uns, Menschen des 21. Jahrhunderts, spricht.

In diesem Vortrag möchten wir mit den Augen des Propheten Jeremia einen Blick auf unsere Welt werfen, auf unsere Hoffnungen, unsere oft unlösbar erscheinenden Probleme. Wir möchten einen Blick auf die Situation der Kirche werfen und uns fragen, ob sie so kräftig ist und so authentisch lebt, dass sie eine Hilfe für unsere Zeitgenossen sein kann.

Unsere Frage lautet: Wie können wir noch einmal das Feuer des Evangeliums, der Frohbotschaft entfachen, in den Ländern, die aus der jüdisch-christlichen Tradition heraus entstanden sind, wenigstens in einer Minderheit, um Salz der Erde und Licht der Welt zu sein?

Wir sind überzeugt, dass es eine Hilfe ist, wenn wir der aktuellen Lage die Geschichte und die Worte Jeremias gegenüberstellen. Wenn er zurückkehrte und durch unsere Länder wanderte, wenn er hörte, wie das Wort Gottes heute

verkündet und ausgelegt wird, würde er sich sehr wundern. Denn auch in den sogenannten christlichen Ländern hat sich ein pluralistischer, völlig liberaler Geist ausgebreitet.

Selbst unter den Getauften herrscht ein religiöser und moralischer Relativismus: Sünde gibt es nicht mehr. Gott akzeptiert jeden, wie er ist. Er ist in jeder Religion, in jedem Herzen zu finden. Am Sonntag stehen die Kirchen offen, aber auch die Supermärkte. Es ist eine Zeit, um den Gottesdienst zu besuchen oder um sich sportlich fit zu halten.

Jeremia würde sich heute einer komplizierten Situation gegenüber sehen, einem Mischmasch von Religionen und Lebenslehren, ähnlich wie zu seiner Zeit, als neben dem Gott Israels eine Reihe weiterer Götter verehrt wurde, als man in den Tempel ging und ansonsten so lebte, wie jeder wollte. Deshalb würde der alte Prophet unsere heutigen Probleme wohl sehr gut verstehen. Vielleicht würde er uns sagen: "Was habt ihr da nur angerichtet! Aber damals, als ich lebte, war die Not ja noch viel größer. Hört doch, was zu meiner Zeit geschehen ist!"

II. Die geschichtliche Situation zur Zeit des Jeremia (um 600 v.Chr.)

Für das Volk Israel und den ganzen Alten Orient war das Jahr 605 v.Chr. ein Schlüsseljahr. Damals trafen im fernen Mesopotamien, am Ufer des Euphrat, die Truppen der beiden mächtigsten Reiche der Zeit, Ägypten und Babylonien, aufeinander. Zum erstenmal wurde das babylonische Herr von dem jungen Kronprinzen Nebukadnezar angeführt; in den folgenden Jahrzehnten sollte er ein mächtiges Imperium errichten, das sich für das kleine Reich Juda als schicksalhaft erweisen sollte.

Jenes Jahr wurde nicht nur in die Kriegstagebücher eingeschrieben, es war auch ein Wendejahr für den Propheten Jeremia. Seine Verkündigung war unentbehrlich, mehr als je zuvor, für sein Land, das nicht nur von außen, sondern mehr noch von inneren Spaltungen bedroht war, vom politischen Kampf zwischen den Sympathisanten Ägyptens und den Anhängern Babyloniens und von dem Spalt, der das soziale Gefüge der Gesellschaft zerrüttete. In Juda war kaum noch etwas zu erkennen von den ethischen Prinzipien der Torah.

Während der jüdische König weiter auf Ägypten vertraute, hatte Jeremia verstanden, dass von nun an Nebukadnezar der Herrscher der Welt sein würde und dass ein Aufstand gegen ihn den politischen Selbstmord bedeutet hätte. Sein Leitgedanke war die "Braut Gottes", ein Volk, das sich soweit möglich neutral verhielt zwischen den konkurrierenden Mächten und all seine Kräfte auf die Verwirklichung des am Berg Sinai geschlossenen Bundes konzentrierte, eine Nation, die nicht den Schachzügen der Politik folgte, sondern den göttlichen Weisungen treu blieb.

Trotz der Warnungen des Propheten erhob sich der König von Juda gegen die babylonische Oberherrschaft. Doch seine Berechnungen schlugen fehl: Nebukadnezar zögerte keinen Augenblick, reagierte mit Entschiedenheit, indem er ein Heer sammelte und gegen die rebellische Stadt marschierte; schon im Januar des Jahres 588 v.Chr. stand er vor den Toren Jerusalems.

Der König und seine Berater waren überzeugt, dass sie die Stadt um jeden Preis verteidigen mussten. Jeremia dagegen riet zur Kapitulation. Sein Rat war auch vernünftig, denn das babylonische Reich übte im Vergleich zu früheren Imperien eine erträgliche Herrschaft aus: es vereinte seine Vasallenstaaten in einer Föderation, die den einzelnen die religiöse und kulturelle Autonomie beließ. Jeremia sah darin eine Chance, eine konkrete Möglichkeit, um politisch zu überleben und gleichzeitig die eigene Identität, die Besonderheit des Gottesvolkes zu bewahren.

Hundert Jahre zuvor, als Jerusalem von den Assyrern belagert war, hatte der Prophet Jesaja einen anderen Rat gegeben. Er hatte seine Mitbürger aufgerufen, Widerstand zu leisten und sich nicht zu ergeben. Nun rät Jeremia dem Volk, zu kapitulieren statt weiter gegen einen übermächtigen Feind zu kämpfen. Wie ist möglich, dass zwei Propheten in der gleichen Situation zwei so unterschiedliche, ja, entgegengesetzte Ratschläge geben?

Dieses Beispiel zeigt, dass Propheten keine ewig gültigen Antworten haben, einfache Rezepte, die in jeder Situation angewendet werden können. Um das Wort Gottes zu verkünden, müssen sie die Geschichte, die geschichtliche Konstellation des Augenblicks, die immer einmalig ist, in Betracht ziehen. Die Zeiten ändern sich; was in einer Situation richtig war, muss es nicht auch in einer anderen sein. Ein

Prophet, der eine bestimmte Situation mit den Augen Gottes betrachtet, kann heute eine Sache vorhersehen und morgen eine andere. Das, was vor hundert Jahren galt, kann sich heute als falsch erweisen oder wenigstens als ungenügend. Denn der Plan Gottes ist immer neu, muss für jede Zeit neu entdeckt und neu verwirklicht werden.

Jeremias Rat wurde nicht befolgt. Seine Landsleute weigerten sich zu kapitulieren, weil sie an Gott wie an eine Wunderwaffe glaubten. So verstärkte Nebukadnezzar die Umzingelung, errichtete einen Wall, um die Stadt von ihrem Nachschub abzuschneiden. Die Belagerung Jerusalems dauerte mehr als zwei Jahre, bis zum Fall der Stadt im Sommer des Jahres 586 v.Chr.

Damals kämpften nicht nur zwei feindliche Heere gegeneinander. Auch im Innern der Mauern tobten heftige Konflikte: auf der einen Seite Jeremia mit einer kleinen Schar von Freunden, auf der anderen die Militärs, die auf den Endsieg hofften, die falschen Propheten, die das Volk mit Heilszusagen beschwichtigten, und die Priester, die auf die Unzerstörbarkeit des Tempels setzten. Die wahren Feinde des Gottesvolkes befanden sich nicht außerhalb der Stadt, sondern innerhalb, und dazu noch überzeugt, dass sie die Sache Gottes selbst verteidigten.

Sein Aufruf zur Kapitulation ließ Jeremia als Deserteur und Landesverräter erscheinen. Einige betrachteten ihn sogar einen Spion der Babylonier. Für die Führer des Volkes war er ein Staatsfeind, der beseitigt werden musste. Sie verlangten vom König: *„Dieser Mann muss mit dem Tod bestraft werden; denn er lähmt mit seinen Reden die Hände der Krieger, die in dieser Stadt noch übriggeblieben sind.“* (Jer 38,4).

Jeremia leidet unter der Verhärtung seines Volkes. Man wirft ihn in eine Zisterne, um ihn umzubringen. Als er von einem mutigen Höfling gerettet wird, setzt der König ihn im Hof seines Palastes unter Hausarrest.

III. Der Ackerkauf

Jerusalem, vom Feind belagert, der Prophet in Haft, verlassen von den Menschen und von Gott. Genau in diesem Augenblick, mitten in der völligen Verzweiflung, hört Jeremia die Stimme Gottes, in einem Ereignis, das keiner von uns als einen Anruf Gottes verstanden hätte.

Während seines Zwangsaufenthalts im Hof des Königspalastes sucht ihn ein Verwandter aus seinem Heimatdorf Anatot auf und bittet ihn, ihm einen Acker abzukaufen. Offensichtlich befindet er sich in einer durch den Krieg bedingten Notlage. Als nächster Verwandter hat Jeremia die Pflicht, das Stück Land "auszulösen", d.h. es abzukaufen und im Familienbesitz zu bewahren.

Jeremia ist betroffen von dieser unerwarteten Forderung. Er akzeptiert sie als eine religiöse Pflicht, als einen Akt der Solidarität, spürt aber, dass ihm darin auch ein Auftrag Gottes zukommt; auf diesem Weg will Gott ihm etwas mitteilen. Deshalb stimmt er, ohne viel nachzudenken, dem Geschäft zu, wiegt das Geld in Anwesenheit von Zeugen ab und fertigt einen Kaufvertrag in zweifacher Ausführung aus. Danach beauftragt er Baruch, die Dokumente in einen Tonkrug zu legen, um sie für künftige Zeiten zu bewahren.

Was für eine absurde Szene: mit barer Münze ein Grundstück zu kaufen, das schon vom Feind besetzt ist! In der gegenwärtigen Situation ist es unvorstellbar, dass Jeremia seinen Acker in Besitz nehmen kann, und auch was die Zukunft betrifft, gibt es keine Garantien. Man muss mit Deportationen rechnen, mit Neuansiedlungen, Enteignungen, so dass der Vertrag am Ende nur noch ein Stück Papier sein wird. Nach menschlichen Maßstäben hat Jeremia ein miserables Geschäft gemacht. Natürlich, er ist seiner Verpflichtung zur Auslösung des Bodens nachgekommen, aber was hat er damit gewonnen? Wie kann man Familiengüter bewahren, wo alle Sicherheiten schwinden?

Erst später sucht der Prophet nach einer Antwort auf diese bedrängenden Fragen. In einem Gebet reflektiert er über die Taten Gottes in der Schöpfung und sein wunderbares Handeln an Israel: *"Du hast ihnen dieses Land gegeben, das du ihren Vätern eidlich zugesichert hattest, ein Land, in dem Milch und Honig fließen. Sie kamen dorthin und nahmen es in Besitz."* (Jer 32,22-23)

Die Gabe des Landes, also, als Höhepunkt der Heilsgeschichte. Und nun fällt dieses Land in der Hände der Feinde. Genau in diesem Augenblick muss Jeremia einen Acker kaufen. Was für ein Paradox!

"Schon kommen die Wälle bis an die Stadt heran, bald wird man sie einnehmen; durch Schwert, Hunger und Pest ist die Stadt den Chaldäern preisgegeben, die gegen sie ankämpfen... Dennoch, mein Herr und Gott, sagst du zu mir: Kauf dir den

Acker für Geld, und nimm Zeugen hinzu! Aber die Stadt ist doch den Chaldäern preisgegeben.” (Jer 32,24-25)

Jeremias Fragen fallen nicht ins Leere. In einer eindrücklichen Rede beteuert Gott, dass ihm nichts unmöglich sei. Er erklärt die Gründe, weshalb sein Volk nun leiden muss und offenbart seinen Plan der künftigen Erneuerung Israels: dass er sein Volk aus allen Ländern sammeln, mit ihm einen “ewigen Bund” schließen und ihm ein zweites Mal sein Land zum Wohnen anvertrauen will.

Dann wird sich erfüllen, was Jeremia mit dem Kauf des Ackers vorweggenommen hat:

“Man wird wieder Felder kaufen in diesem Land, von dem ihr sagt: Es ist eine Wüste, ohne Mensch und Vieh, der Hand der Chaldäer preisgegeben. Äcker wird man wieder kaufen für Geld, Kaufurkunden ausstellen und versiegeln und Zeugen hinzunehmen im Land Benjamin, in der Umgebung Jerusalems, in den Städten Judas und des Gebirges, in den Städten der Schefela und des Negev. Denn ich wende ihr Geschick - Spruch des Herrn.” (Jer 32,43-44)

Der scheinbar so sinnlose Ackerkauf erhält damit eine völlig neue Bedeutung; er wird zu einer Symbolhandlung, zu einer Tat der Hoffnung gegen jede Verzweiflung. Jeremia nimmt vorweg, worauf das ganze Volk nicht mehr zu erhoffen wagt: Eines Tages wird es seine Häuser, Felder und Weinberg wiedererlangen, um endgültig in dem Land zu leben, in dem “Milch und Honig fließen”.

Noch bevor das Volk Juda in die Verbannung geführt wird, hat Jeremia schon seinen Anteil am verheißenen Land gekauft. Er besitzt schon ein Stück des Bodens, auf dem sich eines Tages die Verbannten wieder sammeln werden. In einem Moment tiefster Depression handelt er gegen den allgemeinen Trend, inmitten eines von Verzweiflung gelähmten Volkes bleibt er nicht passiv, sondern setzt den ersten Schritt hin auf die Erlösung. Dadurch erweist er sich als wahrer Prophet: nicht nur ein Prediger und Kritiker, sondern ein Pionier der neuen Landnahme seines Volkes.

IV. Gott hat das Neue schon gebracht

Der Kaufbrief im Tonkrug ist nicht auf uns gekommen, aber die Erzählung. Das Angebot zum Ackerkauf hat Jeremia verstanden als heimliche Aufforderung Gottes

zu einem öffentlichen Hoffnungszeichen, zu einer Demonstration der Zusage Gottes mitten in dem Elend.

Gott hat das Neue schon gebracht, geschaffen, heißt es in Jer 31,22 - was meint das genau? Wie handelt er, wie ermöglicht er? Was will der Prophet sagen, wenn er angesichts der Ereignisse eine Tat Gottes erkennt? Woran ist sie überhaupt als Tat Gottes erkenntlich?

Gott ist nicht ein physikalisches Rädchen in der Kausalkette der raumzeitlichen Welt, wie wir Menschen es sind. Aber er kann, indem seine Sache unsere Herzen bewegt, durch unser Tun im Glauben Wirkursache werden. Es ist die Kausalität der Liebe, durch die er eingreift.

Was meint ein Prophet damit, wenn er sagt: Gott hat schon gehandelt? Welches Neue meint er darüber hinaus, dass die Geschichte Gottes mit seinem Volk schon seit tausenden Jahren läuft und auch uns Heutige trägt? Und dass sie vor 2.000 Jahren mit Jesus grundsätzlich gelungen ist, und dass dies unsere frohe Zuversicht ausmacht?

„Schon gehandelt“ meint angesichts einer tristen, ja ausweglosen Lage: Der Einwand „Es ist unmöglich“ wäre Unglaube. Was Gott will, ist nicht unmöglich. So wird der Schwerpunkt des Denkens verschoben von der Angst weg auf das Zentrale: Was wünscht sich Gott gerade jetzt? Durch diesen befreiten Blick erkennt der Glaube den Ausweg aus der schlimmen Lage.

Indem der Glaubende nun sagt, Gott habe den Weg schon gezeigt und also „geschaffen“, fordert er das Gottesvolk auf: Gott wartet auf unser Tun! Das erforderliche Tun ist viel eher ein Sich-Öffnen für das Neue als ein Aktivismus. Es braucht nicht einmal Genies. Es braucht nur Glaubenshelden.

Jeremia formuliert übrigens äußerst präzise: „*Etwas Neues hat der Herr geschaffen im Land.*“ Im Land Israel, nicht irgendwo und irgendwann. Die nächsten Verse nennen „alle Städte Judas“. Der Bund und die Gedanken Gottes sollten allen ins Herz geschrieben sein. Das Ideal wäre, heißt es, alle, klein und groß, hätten die Erkenntnis und keiner bräuchte mehr die Belehrung (31,34). Das ist das Neue, das ist das Kennzeichen des neuen Bundes. Aber ist das nicht unmöglich, dass alle erkennen? Schmilzt die Zahl der Willigen nicht allermeist auf einen Rest zusammen?

„Ist Gott denn etwas unmöglich?“ ist die Sprache der Boten Gottes. Gott antwortet mit diesem Wort schon auf den Zweifel Saras hinter der Zelttüre und auf die Frage Marias. Wenn Gott sagt, wie es bei Jeremia heißt (32,44): „I c h wende ihr Geschick...“, heißt das im Klartext: S i e müssen umkehren, entweder sofort durch ihre Einsicht, oder eben durch einen langen Leidensprozess im Exil. Für Gott wäre nie etwas unmöglich, wenn das Gottesvolk mitspielen würde. Jeremia nimmt das Kommende durch den jetzigen Ackerkauf schon vorweg: Die Friedenszeit wird kommen!

Das folgende Kapitel (Jes 33) sammelt die spätere Weiter-Aktualisierung der unfassbaren und immer wieder aufgeschobenen Verheißung vom Frieden und Wohlstand im Land. Die Worte werden verstärkt, sie reden von der Freude Gottes und von Judäern, die vor Glück zittern. Vom Jubel des Bräutigams und der Braut, von ihrem Liebesglück und dem Mut zu Kindern.

Es fehlt auch nicht die Erwartung, die zur Messias Hoffnung und zum Neuen Testament hinführen sollte. In 33,15-16 heißt es: *„In jenen Tagen und zu jener Zeit werde ich für David einen gerechten Spross aufsprießen lassen. Er wird für Recht und Gerechtigkeit sorgen im Land. (...) Man wird ihm den Namen geben: Gott ist unsere Gerechtigkeit.“*

Und weiter: *„So gewiss wie meinen Bund mit Tag und Nacht und Himmel und Erde werde ich die Nachkommen Jakobs und meines Knechtes David nicht verwerfen; aus seinen Nachkommen werde ich die Herrscher über die Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs nehmen. Denn ich werde ihr Geschick wenden und mich ihrer erbarmen.“* (33,25-26)

Und was würde Jeremia sagen, lebte er heute oder stiege er aus seinem Bild von der Decke der Sixtina herunter zu einer Privataudienz beim Papst? Der Heilige Vater würde mit ihm über die Wege zu einer Neuevangelisierung der müde gewordenen Länder sprechen. In der Presse stünde dann vielleicht zusammengefaßt:

Neuevangelisierung bedeutet den Geist einer Reform, und zwar zuallererst: sich selbst zu reformieren, bei sich selbst anzufangen. Sonst helfen neue Pläne und Strukturen nichts.

Reform heißt Re-Form, zurück zur Form des Werkzeugs, das Gott nach dem Tod Jesu gefunden hat und braucht: ein Volk, das ein Netz rund um die Welt aus wirklich lebendigen Gemeinden ist.

Reform heißt auch: Nicht warten, bis alle wollen. Es braucht Anfänger, Vorangänger, Pioniere wie bei Abraham und wie bei den Zwölf. Sie dürfen den kleinen Anfang nicht scheuen.

An die vergessene Form Gemeinde der Apostel zu erinnern, bedeutet nicht, dass die vielen anderen Formen der Nachfolge Jesu, die Orden in ihrer Radikalität, überholt seien. Sie sind eine Herausforderung wie bei Jeremia: Er kauft den Acker, handelt als bürgerlich Glaubender. Aber er verweist auch auf das andere gelebte Zeichen der Rehabiter, zu lesen in Kapitel 35. Diese lebten mitten im Heiligen Land in Zelten, um daran zu erinnern, dass Israel ein herausgeführtes Volk ohne die Götzen des Landes ist. Sie waren gleichsam ein Bettelorden in damaliger Gestalt.

Auch Jesus sagte: „Der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann“. Und auch die Weihnachtsgeschichte kennt das Motiv: Nur eine Futterkrippe im Stall für den Herrn der Welt. Auch da ist der Anfang unscheinbar klein. Wir feiern eine Geburt, eigentlich nur, dass das Kind da ist, die inkarnatorische, geschichtliche Tatsache. Dort ein Acker, hier eine Krippe.

Auch mit der Riesenaufgabe der Neuevangelisierung sollten wir also einfach zusammen beginnen: an unserem Ort, mit den wenigen, hier und dort, aber mit Taten und mit neuen Worten, auch wenn sie erst gestammelt sind. Der Anfang mag klein sein wie der Acker des Jeremia. Mitten im scheinbaren Niedergang, viel beredet als „Verdunsten des Christlichen“, einen Neuaufbruch wagen: keinen Kreuzzug gegen andere, sondern eine Neuevangelisierung von uns selber!

Vor 25 Jahren sagte ein Kardinal namens Joseph Ratzinger „zur Lage des Glaubens“ (1984) – so hieß das Buch: *„Was in der Breite der Kirche – gerade auch inmitten der Krise der Kirche in der westlichen Welt – hoffnungsvoll stimmt, ist das Aufbrechen neuer Bewegungen, die niemand geplant und niemand gerufen hat, sondern die einfach aus der inneren Vitalität des Glaubens selbst kommen. In ihnen zeichnet sich – sehr leise wohl – doch so etwas wie eine pfingstliche Stunde der Kirche ab. (...) Ich finde es wunderbar, dass der Geist wieder einmal stärker ist als unsere Planungen und sich ganz anders zur Geltung bringt, als wir es uns vorgestellt*

hatten. In diesem Sinne ist die Erneuerung leise, aber wirksam im Gange, (...) das Neue ist schon im Kommen.“ (S. 41-42)